

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 40

Artikel: Spätsommertag
Autor: Dietiker, Walter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647979>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SPÄTSOMMERTAG

Novellette von Walter Dietiker

Es war ein Abend im Spätsommer. Noch standen die Bäume im vollen Grün. Nur vereinzelt zeigten sich gelbe Blätter und deuteten den baldigen Uebergang vom Sommer zum Herbst an. Im Sommer seines Lebens befand sich augenscheinlich auch der Herr, der auf einem schmalen Gartenweg einem schmucken Hause zuschritt. Hochgewachsen und kräftig war seine Gestalt; nur heute trug er das leicht angegraute Haupt nicht so aufrecht wie sonst; es schien ihn etwas zu bedrücken. Wie um den Menschen auszuweichen, beschritt er heute nicht wie andere Tage die Hauptstrasse, sondern den Weg hintenum den Gärten entlang und kam so, in Gedanken versunken, an sein Gartentor. Behutsam schloss er es auf, trat ein, und ebenso behutsam schloss er es wieder. Dann trat er durch eine nach dem Garten geöffneten Flügeltür ins Esszimmer, wo der Tisch für ihn gedeckt stand. Der bald Fünfzigjährige mit den sonst sehr energischen, heute aber etwas vernommenen Gesichtszügen, übergab der Aufwärterin Hut und Stock und liess sich am Tische nieder. Die Wärterin trug ein einfaches, aber kräftiges Mahl auf. Doch es schien dem Herrn nicht zu munden wie sonst. Der Wärterin wurde es unbehaglich und sie konnte nicht umhin, sich wie fragend zu räuspern. «Doch doch, das Essen ist gut wie immer», beschwichtigte sie der Herr, «nur habe ich heute ausnahmsweise keinen rechten Appetit.» Ob sie vielleicht einen Lindenblust- oder Kamillentea anrichten solle, fragte die Magd. Nein, der Herr mochte keinen Tee. Er erhob sich vom Tisch und verliess das Zimmer, durchschritt den geräumigen Hausflur, stieg eine helle, breite Treppe empor ins obere Stockwerk und trat ans Fenster seines Privatzimmers. Er sah längere Zeit hinaus, ohne aber mehr als ein unklares Bild von draussen wahrzunehmen — die Gedanken weilten ganz wo anders. Dann schloss er das Fenster, setzte sich an den Schreibtisch und zog ein Fach mit Briefen. Die Hand griff hinein, stockte aber und nahm nichts heraus; sie blieb leer und sank schwer auf den Schreibtisch nieder. Dann lehnte sich der Herr in den Lehnstuhl zurück und schien Vergangemem nachzusinnen...

Ach ja, heute war es ein Jahr, seit er jenen bedeutsamen Brief erhalten hatte. Er kannte den Inhalt wörtlich auswendig.

«Lieber Fritz, Dein Antrag ehrt mich und betrübt mich zugleich. Ja, wenn er zehn Jahre früher gekommen wäre... Wir waren ja stets gute Freunde und ich hatte Dich immer herzlich lieb. Doch gerade um meiner Liebe willen muss ich heute nein sagen. Als Mann stehst Du mit Deinen 48 Jahren noch in der Vollkraft der Jahre; ich aber — eine fast gleichaltrige Frau — habe den Zenit meines Lebens bald erreicht. Ich bin nicht mehr das elastische Menschenkind von ehedem und beginne zu welken. So machst Du Dir von mir wohl ein falsches Bild; Du hast mich noch in Erinnerung als jugendliche Erscheinung, während heute meine Haare ergraut sind und Furchen mein Antlitz älter zeichnen als ich innerlich bin. Aeusserlich würde ich Dich also sehr wahrscheinlich enttäuschen, haben wir uns doch jahrelang nicht gesehen. Du sollst Dich aber nicht an eine alternde Frau binden. Ist es nicht vielmehr Deine Pflicht, eine jüngere zu wählen, die Dir noch einen Sohn oder eine Tochter zu schenken vermag? Du bist, auch geistig, ein Mann, der nicht ohne Erben sterben darf. Ohne solche wäre Deine Lebensarbeit umsonst gewesen. Dein blühendes Geschäft, Dein Vermögen, soll das alles einst in fremde Hände fallen? Das wäre doch zu schade. Darum, lieber Fritz, verbanne den Gedanken, mich als Gattin heimzuführen und lass uns Freunde bleiben.

Du hast auch durchblicken lassen, ich werde wohl nicht Lust haben, Zeit meines Lebens Gesellschafterin bei fremden Leuten zu bleiben, um dann eines Tages vor dem Nichts zu stehn. Lieber Freund, es ist sehr schön von Dir, dass Du auch das bedenkst. Du darfst aber ruhig sein. Erstens habe ich mir ein Stümchen erspart und zweitens hat mich meine Dienstherrin bei einer Versicherungsgesellschaft für eine Rente eingekauft. Die Dame ist wirklich eine vornehme Natur und lässt mich meine Abhängigkeit nie fühlen. Wäre es nicht undankbar von mir, wenn ich sie nun verliesse?

Mein Lieber, wärest Du doch früher gekommen. Du machtest wohl dann und wann Andeutungen, fügtest aber an, dass Du vorerst Ansehen und Vermögen erringen wollest, um dann einer Gattin alles bieten zu können, was das Leben lebenswert macht. Ueber solchen Gedanken sind nun mehr als zwanzig

Jahre verflossen — und all die Zeit wurde Dir nicht leicht gemacht...»

Der Mann am Schreibtisch sah sich im Geiste zurückversetzt in seine Jugendzeit, die nichts kannte als Mangel und Entbehrung. An den Vater vermochte er sich nur schwach zu erinnern; er hatte ihn zu früh verloren. Die Mutter dagegen lebte weiter in seinem Gedächtnis. Sie war eine früh gealterte, bleiche, immer ernste Frau, die sich mit ihrem Jungen mühsam durchs Leben brachte. Als er fünfzehn Jahre zählte, kam die Frage der Berufswahl. Da war denn die Mutter in ihrer Hilflosigkeit auf den Gedanken verfallen, den Sohn zu ihrem einzigen Bruder, einem wohlhabenden Kaufmann, zu schicken, um anzufragen, ob er ihn nicht als Lehrling oder doch als Laufburschen ins Geschäft aufnehmen wolle. Der Onkel hatte nur ein eisiges Lächeln als Antwort. Die Mutter wisse ganz genau, dass er ihre Heirat nie gebilligt habe und er verspüre keine Lust, mit dem sauer erworbenen Geld einen fremden Jungen durchzufüttern — «denn fremd bist du mir, Bursche; ich fühle mich in keiner Weise mit dir verwandt, trotzdem du meinen Namen trägst. Und selbst wenn ich dich als Schwestersonn anerkennen wollte, so ginge es nicht an, dich ins Geschäft aufzunehmen: deine Armut würde meinem Ansehen nur schaden.»

Bei dieser Antwort blieb es, obgleich des Onkels Frau, die Tante, diesen umzustimmen versuchte.

Nun, die harten Worte des Onkels hatten zur Folge, dass der abgewiesene Bittsteller, auf die Zähne beissend, sich vornahm, es einst auch zu Ansehen und Wohlstand zu bringen — und er hatte es im Laufe vieler Jahre erzwungen. Und als hablicher Mann hatte er die Genugtuung erlebt, dem «Onkel» die einstigen bösen Worte heimzahlen zu können. Dieser war unglücklicher Spekulationen wegen verarmt und scheute sich nicht, «seinen so erfolgreichen lieben Neffen» um eine Anstellung zu bitten. Da setzte sich dieser hin und erwiderte, er vermöge sich nicht zu erinnern, einen «Onkel» zu haben. Es müsse ein Irrtum obwalten — übrigens wäre momentan keine Vakanz im Geschäft.

Beim Erinnern an dieses Vorkommnis hatte das Antlitz des Sinnenden einen harten Ausdruck angenommen. Es erhellte sich ein wenig beim Gedanken an Onkels Frau, die einst liebevoller gesprochen hatte. Ihr hatte der junge Geschäftsmann dann in der Weise zurechtgeholfen, dass er ihr eine kleine Filiale in einem andern Stadtteil zur Führung anvertraute.

Inzwischen war es dunkel geworden. Der Herr am Schreibtisch drehte kein Licht an. Endlich schob er das Fach mit den Briefen zurück und schloss es ab. Dann erhob er sich, als wäre die Vergangenheit damit ferner gerückt, und begab sich ins nebenan liegende Schlafgemach zur Ruhe. Und als er am andern Morgen in die Stadt zur Arbeit sich begab, war er wieder wie sonst der energische Kaufmann und Gebieter.

Wieder sind zwanzig Jahre verflossen. Der Held unserer Geschichte hat sich inzwischen verheiratet und ist Vater eines vielversprechenden Sohnes...

In einer andern Stadt in ihrer Stube sitzt friedlich eine alte Jungfer und ordnet ihre Papiere. Dabei fällt ihr ein halb vergilbtes Blatt mit einem Gedicht in die Hände. Die Schrift ist etwas verblasst, aber doch noch zu entziffern.

Das alte Fräulein liest:

Einmal ward ich in die Brust gestochen,
Weil der Griff des Schwerts nicht abgebrochen,
Ward es heute grausam umgedreht...
Vielleicht wird es einst herausgezogen
Und von Parzen auf der Hand gewogen
Und die Wunde sorgsam zugenäht.
Und nach Jahren sind von Stich und Hieben
Nur die roten Narben noch geblieben...
Vielleicht...

Das Gedicht ist von der eigenen Hand der Leserin geschrieben und stammt aus der Zeit der Bekanntschaft mit ihrem Fritz. Das letzte Wort des Gedichtes, das Wort «Vielleicht», streicht das alte Fräulein durch. Ach ja, die einstigen Wunden sind nach soviel Jahren zugeheilt, und «nur die Narben, die Narben sind noch geblieben».